

Fiji at heart, Galoa/Fidschi 2015 (von Viola Wiggering)



Ombo. Dreimaliges hohles Klatschen und eine neue Kava Runde beginnt. Die gefühlt 200ste Runde seit wir vor fünf Wochen einmal um die Welt geflogen sind. Dies jedoch sollte unsere Letzte sein. An einem Strand auf einer kleinen Yassawa-Insel, mit Wellenrauschen in der Ferne und abenteuerlichen Geschichte von netten Fidschianern verabschiedeten wir uns schweren Herzens von den wunderschönen Erlebnissen und innigen Freundschaften.

Keiner wusste, was uns in den nächsten fünf Wochen erwarten würde, als wir Mitte August in unser Flugzeug stiegen. Wie wird wohl die Projektfamilie? Wie das traditionelle Leben in einer fidschianischen Gemeinde? Und wie kommen wir in unserer Gruppe miteinander aus? All diese Fragen gingen uns bereits Tage vor dem Abflug durch den Kopf. Doch am Ende war alles eigentlich ganz einfach, denn wir wurden mit einer Herzlichkeit in die Familie aufgenommen, die es wahrscheinlich nur auf Fidschi gibt. „Fühlt euch wie Zuhause - wir sind jetzt eure zweite Familie“! So wurden wir nach mehr als 24 Stunden Flug und einer kurzen Bootsfahrt am Strand unserer kleinen Insel begrüßt. Doch das ist keine Floskel wie in Deutschland, sondern eher ein Versprechen. Ein Versprechen, einander gegenseitig zu helfen, zu unterstützen und immer für einen da zu sein.

Unser Projektort befand sich auf einer kleinen Insel namens Galoa am südlichen Ende von Fidschi in der Nähe der Insel Kadavu. Die kleine Gemeinde zählt ungefähr 200 Einwohner, etliche Hunde und sogar zwei Kühe. Gewohnt haben wir im *Boarding House*, das unser Projektpartner Bai 1998 für die Kolping Workcampgruppen gebaut hatte. Luxus sucht man hier vergeblich, aber das braucht man auch nicht. Die Toilettenspülung geht mal wieder nicht? Tja, dann läuft man eben mit einem Eimer zum Meer und holt dort Wasser. Kein Duschwasser? So eine Meerwasserdusche mit Eimer ist auch bestimmt ganz toll für die Haut - oder man duscht eben erst morgen... Man passt sich an und bemerkt dabei, wie wenig man eigentlich für das Leben braucht.



Und das Leben auf Fidschi ist irgendwie anders. Die Hilfe innerhalb der Gemeinschaft steht an oberster Stelle. Sei es beim Häuserbau, beim Aufräumen oder bei den abendlichen Kava-Runden - nie ist man alleine. Dieses Gefühl der ständigen Unterstützung kennen wir Deutschen eigentlich nur innerhalb der Familie, hier gilt es für alle. Und nach unserer Begrüßungszeremonie waren wir Teil dieser großen Familie. Daher halfen wir beim Fegen, beim Rechen, beim Putzen, beim Kochen, bei der Gartenarbeit, beim Entfernen von Unkraut mit einer Machete, beim Flechten der wunderschönen Matten und beim Bau einer Seegrasplantage. Alles keine wirklich harte Arbeit; vielmehr als Zeichen der Zugehörigkeit zu werten oder als Dank für alles. Dafür wurden wir nach unserer Arbeit im Dorf mit tonnenweise unterschiedlichen Gerichten beschenkt. Es ist gang und gäbe, dass jede Familie eine Kleinigkeit kocht, so dass insgesamt ein Mittagessen herauskommt, das es locker mit

einem 5-Gänge-Menü aufnehmen könnte. Beschenkt wurden wir aber auch mit wunderschönen, ergreifenden Sonntagen in der Kirche. Zwar verstanden wir kein Wort von der Predigt, aber die mehrstimmigen Gesänge des Kirchenchors führten immer zu einer Gänsehaut am ganzen Körper. Unsere deutschen Kirchenlieder, die wir vor der gesamten Kirche vorsingen sollten, wirkten dagegen eher wie von einem Kinderchor. Nichts desto trotz hörten wir nach der Kirche von jedem, wie schön unser Gesang war. Schon allein daran erkennt man schon die fidschianische Freundlichkeit und Höflichkeit. In den gesamten fünf Wochen hörten wir von niemanden ein böses Wort, geschweige denn einen Streit. Dafür aber von allen und überall „Bula!“.



Bula - das heißt Hallo, Prost, Gesundheit, aber vor allem Leben. Ja und das Leben am Ende der Welt ist irgendwie viel leichter. Hier gibt es auch Probleme - viele sogar - aber irgendwie ist das Leben dort entschleunigter. In Deutschland eilt man von einem Termin zum anderen. In Fidschi herrscht dagegen eine ganz spezielle Zeit, die sogenannte *Fiji Time*. Das bedeutet, man hetzt nicht einem Plan hinterher, sondern lässt alles auf sich zukommen und genießt das gegenwärtige Leben. Als durchorganisierter Deutscher denkt man dabei häufig, wie soll das alles noch funktionieren, aber irgendwie klappt doch alles. Unsere Geduld wurde so einige Male auf die Probe gestellt. So saßen wir beispielsweise einmal drei Stunden in einer Hotellobby bis wir endlich ein Zimmer bekamen. Aber auch damit kann man sich abfinden. Es ist schließlich viel angenehmer den Tag nicht im Voraus durchzuplanen, als nur Terminen hinterherzurennen. Denn meistens passieren nämlich genau bei diesen spontanen Aktionen die schönsten Erlebnisse.

Und ich hatte Glück, dass mich bei diesen schönen Erlebnissen immer unsere Gruppe begleitet hat. Es ist echt überraschend, wie aus sieben unterschiedlichen Menschen aus verschiedenen Regionen Deutschlands, die sich noch nie begegnet sind, so schnell eine Gruppe aus Freunden werden kann. Wir hatten so viel Spaß gemeinsam, haben so einige Probleme überstanden, konnten einfach ewig nachts miteinander reden, aber auch einfach mal die Stille genießen. Amüsant waren unsere täglichen Schafkopf-Runden, unsere Tanzstunden beim Kava-Trinken und unser Fußweg zum Dorf. Ich werde unsere gemeinsame Zeit hoffentlich nie vergessen.

Niemals vergessen werde ich auch unseren Projektpartner Bai. Nur durch ihn und seine Familie ist dieses Workcamp so einzigartig. Wenn er abends beim Kava-Trinken von seinen kleinen Lebensgeschichten erzählte, fühlte man sich in einen Abenteuer-Roman zurück versetzt. Denn Bai hat so ziemlich alles erlebt. Er hat gigantische Schildkröten gesehen, ist neben Walen geschwommen, hat bei Tsunamis versucht, sein Haus zusammenzuhalten und ein Boot plus Sohn nach dem Fischen zur Insel schwimmend zurückgezogen. Aber Bai erzählt auch gerne über die heimische Flora und über seine Aufenthalte in Deutschland. Am Ende hat uns keiner so sehr geholfen wie er. Ob beim Schnorcheln, beim Fischen oder in der Kirche, Bai war eigentlich immer da. Und er wird auch immer in unseren Herzen sein. Unterstützt wurde er von Frank (seinem Sohn) und dessen Frau Anna, sowie Moses und dessen Frau Jean. Mit ihnen konnte man nächtelang Kava trinken, Karten spielen oder tanzen. Sie kochten für uns allerlei fidschianische Köstlichkeiten und alberten gerne mit uns rum. Ich erinnere mich gerne an Frankies Deutsch-Kenntnisse („Läuft!“), an Annas Tanzstunden, an Moses ständiges Lügen beim Spielen und an Jeans ohrenbetäubendes Lachen. In



dieser tollen Familie wächst nun der kleine Sohn von Frank und Anna, Peter Tui (Tui heißt König auf Fidschianisch) auf. Er ist ein wirklicher Wonneproppen. Noch weiß er es nicht, aber er hat ziemlich Glück eine so wunderbare Familie um sich zu haben.

Und wer weiß, vielleicht trinkt er dann in 18 Jahren mit einer Workcamp-Gruppe Kava und unterhält sich fließend mit ihnen auf Deutsch. Kava ist das Nationalgetränk der Fidschianer (aber auch im restlichen Pazifikraum weit verbreitet) und besteht aus der zerstampften Wurzel der Pfefferpflanze, die mit Wasser vermischt wird. Es sieht aus wie Abwaschwasser und schmeckt nach Erde mit einem schärferen, pfeffrigen (?) Nachgeschmack. Man trinkt Kava auf Ex aus einer „Bilo“ (einer halben Kokosnussschale). Traditionell gibt es bei der Kava-Zeremonie verschiedene Rituale je nach Region. Die Kava-Zeremonie begrüßt Besucher, verabschiedet die Gleichen wieder, oder versammelt abends einfach nur das Dorf. Kava hat auf Fidschi einen extrem hohen Stellenwert: es gibt extra Märkte nur für Kava, er ist auf der fidschianischen Flagge und es gibt nicht selten zusätzlich zum Wohnhaus noch ein Kava-Haus. Was bei uns die Weinbauregionen sind, sind hier Gebiete, in denen der beste Kava angebaut wird. Doch was ist das Besondere an Kava? Es schmeckt nicht besonders lecker, sieht unappetitlich aus und ist teuer, trotzdem trinken die Fidschianer es ständig. Die Wurzel enthält Stoffe, die Zunge und Mund kurzzeitig betäuben, was ehrlich gesagt ein witziges Gefühl ist. Außerdem fühlt man sich nach einigen Kava-Runden einem Zustand des Angetrunkenenseins gleich. Die Fidschianer nennen das übrigens passenderweise „matini“ (betrunken). Alkohol ist im dörflichen Leben strikt verboten und so behelfen sich die Menschen eben mit anderen (natürlichen) Mitteln. Aus Höflichkeit tranken wir eigentlich jeden Abend mit den Fidschianern Kava. Dabei wurde sich unterhalten, getanzt, gespielt, oder einfach nur den fidschianischen Gesängen zugehört. Sogar schlafen ist währenddessen erlaubt.



Geschlafen haben wir eigentlich ziemlich viel. Ich weiß auch nicht, was uns so angestrengt hat, aber wir waren irgendwie dauerhaft müde. Neben Schlafen, Arbeiten, Essen und Karten spielen haben wir jedoch auch viele Ausflüge gemacht um die Umgebung näher kennenzulernen. So waren wir schnorcheln, sind auf *Goat Island* herumgeklettert, haben Muscheln am Long Beach gesammelt, sind am Strand bis zum Ende der Insel gelaufen und haben Vunisea (die Hauptstadt von Kadavu) besichtigt. Außerdem gingen wir wie wahre Fidschianer auch einmal fischen. Die Meisten von uns waren dabei eigentlich auch sehr erfolgreich. Die zwei Erfolglosen durften trotzdem an dem fidschianischen Festmahl teilhaben.



Doch es war nicht alles so wunderbar wie ich hier gerade schildere. Wir wurden alle abwechselnd von Erkältungen oder Verletzungen geplagt. Jeder von uns lag mindestens einen Tag im Bett. Es gab Verbrennungen von Quallen, Aufschürfungen durch Korallen, Bienenstiche, verstauchte Daumen vom Volleyball spielen, Sonnenbrände und tonnenweise Mückenstiche. Alles jedoch nur Kleinigkeiten im Vergleich zu unserer zweiten Nacht auf Galoa. In eben dieser Nacht erkrankten fünf von sieben Teilnehmern an einer Lebensmittelvergiftung und mussten am nächsten Tag ins Krankenhaus gebracht werden. Nach Antibiotika, Infusionen und viel Schlaf ging es den meisten aber nach wenigen Tagen wieder besser.

Außerdem fällt einem im Laufe der Zeit auf, wie schwierig es bei einem Inselstaat ist, von A nach B zu kommen. Nur mal schnell Einkaufen gehen? Die Familie besuchen? Das alles ist nur mit dem Boot möglich und oft eine Tagesetappe entfernt. Wenn die Kinder in der *High School* sind, sehen sie ihre Eltern oft wochen- oder monatelang nicht. Und das in einer Gesellschaft, in der die Familie noch oberste Priorität hat. Aber es gibt noch weitere Probleme, die einem erst auf den zweiten Blick auffallen. Die gesellschaftliche Stellung der Frauen, das Chief-System, zunehmende Umweltverschmutzung, gesellschaftliche Spannungen zwischen Indo-Fidschianern (immerhin 44 Prozent der Bevölkerung) und „einheimischen“ Fidschianern, politische Krisen, Homophobie, Abhängigkeiten vom Tourismus und der Klimawandel sind nur ein Teil der Schwierigkeiten, mit denen Fidschi momentan und in Zukunft zu kämpfen hat. Das perfekte Paradies, wie es in den Reisekatalogen steht, sucht man hier daher vergeblich. Luxus, wie in Deutschland, gibt es nicht. Taschenlampen sind die wohl gefragtesten Gebrauchsgegenstände. Häufig gibt es keine Waschbecken, so dass man sich die Hände in der Dusche waschen muss. Noch nie habe ich jemanden gesehen, der sich nach zwei Wochen so sehr über Wattestäbchen oder Moskitomittel gefreut hat, wie das in unserer Gruppe der Fall war. Nachts träumten wir von Schokolade, Pizza und den ganzen Sünden unserer Welt. Die Nimm-2-Bonbons wurden für die kommenden Tage rationiert. Alles eigentlich total unwichtige Dinge, aber wir konnten nicht anders. Am Ende machten wir während unseren drei Wochen im Projekt zwei Kuchen und am „deutschen“ Abend sogar Calzone, nur um unseren Sehn-süchten nachzugeben (und weil es einfach so gut schmeckt).

Diese drei Wochen waren so eindrucksvoll und wunderschön, aber leider ist jede noch so schöne Zeit auch einmal zu Ende. Mit feuchten Augen und einem Rucksack voller schöner Erlebnisse und Erfahrungen verließen wir Anfang September unser zweites Zuhause. Man hatte uns in dieser Zeit so viel gegeben, wie wir niemals zurückgeben können. Wir konnten nur versuchen, diese Freundlichkeit und Offenheit für die nächsten Wochen in Fidschi und in Deutschland weiterzugeben. In den verbleibenden zwei Wochen entdeckten wir noch andere wunderschöne Orte und nette Menschen, doch nichts kam gegen unser Galoa an. Mit unseren gesammelten Erfahrungen konnten wir den Anblick von Touristen, die nur in Luxus-resorts wohnen und ständig Party machen, nicht ertragen und entschieden uns daher für eher unbekanntes *Hostels* und Ausflugsziele. Unsere erste Station war die kleine, verschlafene Hauptstadt Suva, danach folgte die Insel Caqalai bei Ovalau. Von dort machten wir unter anderem einen Ausflug zur ehemaligen Hauptstadt Levuka, die uns sehr stark an Städte des Wilden Westens erinnerte. Nach knapp fünf Tagen ging es dann noch einmal quer über Viti Levu (die Hauptinsel) zu den sehr touristischen Yassawas. Dort hatten wir jedoch auf einer Insel ein Resort mit fantastischem Strand quasi für uns alleine. Und so genossen wir die letzten Momente unserer Reise beim Schwimmen, beim gemeinsamen Volleyballspielen oder beim Kavatrinken.



Und ein letztes Mal: Ombo, dreimaliges hohles Klatschen, dann den Kava trinken. Ein Ritual, das sich für immer in uns eingebrannt hat. Denn niemand kann Ombo so toll sagen wie die Fidschianer und nirgendwo schmeckt Kava so gut nach Herzlichkeit wie hier.